„Der Courier"
Für Canada: Ein Jahr, $2.00; sechs Monate, $1.00; drei Monate 50 Cents — bei Vorausbezahlung.
Für Ver. Staaten: Ein Jahr $3.00; 6 Monate $1.50.
Für übriges Ausland: Ein Jahr $3.50; sechs Monate $2.00; drei Monate $1.00.
Reklame kostet 98c per Zoll einspaltig. Bei größerem Kontrakten entsprechenden Rabatt.
Kleine Anzeigen wie „Zu verkaufen", „Gesucht", u. s. w.:
Für jede Anzeige 1 Zoll einspaltig 75c; für jede weitere Insertion 50c.
Für jede Anzeige 2 Zoll einspaltig $1.25; für jede weitere Insertion 90c.

Der Courier

Organ der deutschsprechenden Canadier.

DER COURIER
The Organ of the German-speaking Settlers in the West.
MEMBERS OF A.B.C.
Printed and published every Wednesday by The Western Printers Association Ltd., a joint stock company, at its office and place of business, 1835 Halifax Street, Regina, Sask., Canada.
All stock owned by the readers of the paper.
J. W. Ehmann, Managing Director.
— Advertising Rates upon Application. —

Als Spion verurteilt

Der Tod eines tapferen deutschen Mannes im Tower zu London.

Das Kriegsgericht, das unter dem Vorsitz von Lord Cheylesmore am 30. und 31. Oktober 1914 in der ehrwürdigen Guildhall in London stattfand, hatte Carl Hans Lody, den ersten deutschen Kriegskundschafter in England, wegen Kriegsverrats zum Tode verurteilt. Obwohl ihm einer der berühmtesten Anwälte des Vereinigten Königreichs, George Elliott, zur Seite stand, der ihn mit beredten Worten als Held, der den Tod für sein Vaterland erleidet, als Offizier und Gentleman, pries, mußte sein Fall doch von vornherein als hoffnungslos gelten, da Lody selbst seine Tat gar nicht leugnete, sondern, wie Generalleutnant Sir Baden-Powell, der bekannte Begründer der Boy Scout-Bewegung und Englands berühmtester Offiziers-Kundschafter der Vorkriegszeit, berichtet, dem ihn aburteilenden Kriegsgericht freimütig erklärte, daß „er nicht um Gnade flehen werde. Er schäme sich dessen nicht, was er getan habe. Die Namen von denen preiszugeben, in deren Auftrag er gehandelt habe, verbiete ihm die von ihm übernommene ehrenwörtliche Verpflichtung. Er sei für seine Dienste nicht bezahlt worden, sondern habe nur das Wohl seines Vaterlandes im Auge gehabt. Daß er durch seine Tätigkeit sein Leben gefährden würde, dessen sei er sich völlig bewußt gewesen. Mancher Brite würde wahrscheinlich dasselbe für Großbritannien tun, was er für Deutschland getan habe."

Solche mannhaft gesprochenen stolzen Worte angesichts des Todes verfehlten nicht, auf die Engländer den größten Eindruck zu machen. Man braucht nur an Carlyle, den Bewunderer Friedrich des Großen, und an sein klassisches Werk „Ueber Helden, Heldenverehrung und das Heldentümliche in der Geschichte" zu erinnern, oder etwa an den englischen Leitsatz: „Men not measures", um zu verstehen, daß das Heldische den Engländern von jeher imponiert hat. Lody, der deutsche Marineoffizier, der sich kühn in den Rachen des britischen Löwen gewagt hatte, war für sie solch ein Held, der ihnen im Grunde ihres Herzens Bewunderung abnötigte, mochte auch die Londoner Hetzpresse mit Wutgeheul über den deutschen Spion herfallen.

„Sein Verhalten erweckte die höchste Bewunderung bei allen, die mit ihm in Berührung kamen, und sein Tod wurde selbst von denen bedauert, denen schon das Wort Spion als etwas Verdammenswertes erscheint," schrieb 1920 der Engländer Sidney Theodore Felstead.

Und so waren denn auch einflußreiche Kreise, die trotz des Wütens der Kriegspsychose gerade in den ersten Kriegstagen sich ihr Gefühl für „Fairneß" bewahrt hatten, bemüht, eine Umwandlung der Todesstrafe in lebenslängliche Gefangenschaft herbeizuführen. Alle diese Bemühungen scheiterten jedoch an dem kategorischen Widerspruch des Chefs der englischen Gegenspionage, der darauf hinwies, daß die Hinrichtung des ersten deutschen Spions als abschreckendes Beispiel auf seine Nachfolger wirken müsse, während seine Begnadigung geradezu eine Aufmunterung bedeuten würde. Und damit war Lodys Schicksal entschieden.

Am 5. November wurde Lody mitgeteilt, daß seine Exekution am folgenden Morgen stattfinden würde. Er schickte sich daher an, in seiner Kerkerzelle im Tower mit dem Leben abzuschließen und Abschied zu nehmen von der Welt. Er schrieb zwei Briefe. Einen an seine Angehörigen in Stuttgart, an seine Schwester, die er „Muttexl" zu nennen pflegte, da sie nach dem frühen Tode seiner Eltern ihn mütterlich zu betreuen pflegte, und an ihren Gatten, der viel für seine Ausbildung und Erziehung getan hatte. Dieser Abschiedsbrief, der ein ergreifendes Dokument einer wahrhaft heldenhaften und männlichen Gesinnung darstellt, wurde damals in der deutschen Presse veröffentlicht. Nur war es leider nicht der Originalbrief, sondern ein Uebereifriger hatte zwischen Lodys Zeilen noch zahlreiche Sätze seines eigenen Geistes eingefügt. Das Originalschreiben lautet:

„Meine Lieben! Ich habe auf meinen Gott vertraut und er hat entschieden. Meine Stunde ist gekommen, und ich muß den Weg durchs dunkle Tal gehen, wie so viele meiner Kameraden in diesem furchtbaren Ringen der Völker. Möge mein Leben als ein bescheidenes Opfer auf dem Altar des Vaterlandes gewürdigt werden. Ein Heldentod in der Schlacht ist gewiß schöner, jedoch ist mir dies nicht beschieden, und ich sterbe hier im Feindesland still und unbekannt. Das Bewußtsein jedoch, im Dienste meines Vaterlandes zu sterben, macht mir den Tod leicht. Das Oberkriegsgericht in London hat mich wegen Kriegsverschwörung zum Tode verurteilt. Morgen werde ich hier im Tower erschossen. Ich habe gerechte Richter gehabt, ich werde als Offizier und nicht als Spion sterben. Lebt wohl. Gott segne Euch.

Hans."

Das andere Schreiben war an den Offizier des Wachtkommandos im Tower gerichtet. Es lautet:

„London, 5. November 1914,
Tower of London.

An den befehlshabenden Offizier des 3. Bataillons der Garde-Grenadiere, Wellington-Kaserne.

Sir,—Ich halte es als deutscher Offizier für meine Pflicht, den Offizieren und Mannschaften, die während meiner Gefangenschaft mit meiner Bewachung beauftragt waren, meinen aufrichtigsten Dank und meine Hochachtung auszusprechen. Ihr freundliches und rücksichtsvolles Verhalten und ihre gute Kameradschaft selbst gegen den Feind hat meine größte Hochachtung und Bewunderung gefunden, und ich wäre Ihnen, wenn Sie gestatten, sehr dankbar, wenn Sie ihnen das mitteilen würden.

Ich bin, Sir, mit ergebener Hochachtung,

Carl Hans Lody,
Oberleutnant d. R. der Kaiserl. Deutschen Marine."

Dies Schreiben beweist zur Genüge, daß auch der einfache Tommy in Lody den tapferen Patrioten gesehen und geschätzt hat. Um 9 Uhr abends, als die Tore des Tower geschlossen wurden, betrat der Hauptmann des Wachtkommandos Lodys Zelle, vor der ein Sergeant Posten stand. Er brachte dem Todeskandidaten eine Flasche Wein und Zigarren, die letzte Aufmerksamkeit, das letzte Geschenk, das Lody erhielt. Dieser überreichte dem Hauptmann die beiden Briefe und streifte seinen Ring vom Finger, mit der Bitte, ihn nebst seinen Tagebüchern, die er auf seinen Reisen um die Welt geführt hatte, seiner geschiedenen Frau Louise Marie, einer geborenen Amerikanerin, nach den Ver. Staaten zu senden. Sie hat beides erhalten und der englischen Behörde den Empfang bestätigt. Der Hauptmann verweilte lange, bis spät in die Nacht hinein, bei Lody. Als er die Zelle verließ, sagte er zu seinen Soldaten:

„Jungens, das ist ein sehr tapferer Soldat, und wir müssen sehr traurig sein, daß er sterben muß, aber er ist nun einmal ein Spion!"

Der Hauptmann fiel selbst nicht lange darauf in Flandern. Lody war mit seinem Schicksal allein. Wie oft hatte er als Reisebegleiter im Dienst der Hapag Fremde durch den Tower geführt und ihnen die Sehenswürdigkeiten und grausigen Erinnerungsstätten, den Richtplatz und die düsteren Kerkerzellen dieser alten Zwingburg gezeigt.

Es kam der Morgen des 6. November, ein Freitag. Die schwere Tür zu seiner Zelle wurde geöffnet und der Assistant Provost-Marshall Lord Athlumney, dessen Aufgabe es während des Krieges war, gewissermaßen als Regisseur bei den Hinrichtungen im Tower zu fungieren, trat ein und teilte ihm mit, daß seine Stunde geschlagen habe.

„Ich vermute, Sie möchten einem

(Fortsetzung auf Seite 13)

Young wird Direktor der deutschen „Osram".

Berlin. — Owen D. Young wird in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Verwaltungsrats der amerikanischen General Electric Co. in den Verwaltungsrat der deutschen Aktiengesellschaft „Osram" eintreten, ebenso Clark H. Minor, der Präsident der Internationalen General Electric Co., und Gerard Swope, der Präsident der amerikanischen General Electric Co.

Die General Electric hat 16 Prozent der Aktien der deutschen „Osram" angekauft und außerdem mit den Hauptaktieninhabern der „Osram", den deutschen Elektrizitätsaktiengesellschaften Siemens & Halske und Koppel & Co., einen Vertrag für Betriebs- und Handelsgemeinschaft abgeschlossen, der Erzeugung und Absatz einbegreift.

Die deutschen Finanzblätter sehen in diesem Abkommen einen Schritt zur Vereinigung der großen elektrischen Betriebe von internationaler Bedeutung unter einem Hut.

Interessantes Allerlei

Seefahrt im Faltboot.

Pleß Schmidt, ein bekannter dänischer Ruderer, trat von den Faroe-Inseln eine 1000 Kilometer lange Reise nach Bergen, Norwegen an, die er in einem kleinen Faltboot zurücklegen wird, das mit zwei Außenbordmotoren ausgerüstet ist, die von einem amerikanischen Fabrikanten geliefert wurden.

Schmidt's Boot soll unsinkbar sein. Es kann hermetisch abgeschlossen werden und macht unter Benutzung beider Motore 18 Kilometer in der Stunde.

Wenn Schmidt's Reise erfolgreich ist, so würde sie einen Weltrekord für eine Reise über offenes Meer mit einem so kleinen Boot darstellen. Schmidt soll bereits eine Fahrt über den Atlantik im nächsten Jahre planen, zu der er dasselbe Boot verwenden will.

Schluß des lutherischen Weltkongresses.

Kopenhagen. — Professor J. A. Morehead von New York gab der festen Ueberzeugung Ausdruck, daß der Zweite Lutherische Weltkonvent, der hier nach neuntägiger Tagung zum Abschluß gelangte, die Einigkeit in den lutherischen Kirchen der Welt klar dargetan hat.

Der Schlußtag des Konvents wurde durch einen Gottesdienst eröffnet, geleitet von Konsistorialrat A. Dietrich von Lodz, Polen. Darauf folgten geschäftliche Besprechungen der verschiedenen Komitees und die Wahl von Komiteemitgliedern.

Die öffentliche Sitzung am Nachmittag brachte einen Gottesdienst in der „For Frue Kirke" und Predigten von hervorragenden Sprechern des Konvents. Unter diesen Rednern waren: Stiftsprobst Dr. H. Ulsing von der Kopenhagen-Kathedrale; Pastor E. Stricker von Straßburg; Bischof Lunde von Oslo; Dr. Ludwig Ihmels, Landesbischof von Sachsen, und der Präsident des Konvents.

— Die Frau sollte für den Mann sein, was die Erde für den Baum ist. Die Erde selbst sproßt und wächst nicht, aber er, der in ihr wurzelt.

Die amerikanischen Quoten.

Nach der vom Präsidenten Hoover erlassenen Proklamation, beträgt die jährlich in den Ver. Staaten zulässige Zahl von Einwanderern aus:

Oesterreich	1413
Belgien	1304
Tschechoslowakei	2874
Dänemark	1181
Esthland	116
Finnland	569
Frankreich	3086
Deutschland	25,957
Großbritannien und Nord-Irland	65,721
Griechenland	307
Ungarn	869
Irischer Freistaat	17,853
Italien	5802
Lettland	236
Litauen	386
Niederlande	3153
Norwegen	2377
Polen	6524
Portugal	440
Rumänien	295
Rußland	2784
Spanien	252
Schweden	3314
Schweiz	1707
Syrien und Libanon	123
Türkei	226
Jugoslavien	845

Die letzte Unterschrift des Marschalls Foch.

Der vor einiger Zeit verstorbene Marschall Foch leistete den letzten Namenszug auf dem Bittgesuch des ehemaligen polnischen Staatsoberhauptes und Klaviervirtuosen Ignaz Paderewski. Der wackere Pole bat um das Großkreuz der Ehrenlegion, mit der Begründung, daß er eine Reihe von Konzerten zu Wohltätigkeitszwecken veranstaltete, die den französischen Kriegswitwen etwa zwei Millionen Franken einbrachten. Wenngleich Paderewski sich in offiziellen Kreisen Frankreichs nicht mehr der allgemeinen Beliebtheit wie früher erfreut, weil er neuerdings für Völkerverständigung wirkt, dürfte sein Wunsch in Erfüllung gehen. Briand wird es sich vermutlich nicht nehmen lassen, die letzte Befürwortung des großen Marschalls schon aus Gründen der Pietät zu berücksichtigen.

Ein wahres Geschichtchen

Wenn der alte Bauer Riemeyer und seine Frau sich gezankt hatten, dann sprachen sie jedesmal tagelang kein Wort miteinander. Jedesmal aber ist es die Riemeyerin, die das Schweigen bricht, weil die schwatzhafte Zunge ihr keine Ruhe läßt. Nun sind aber diesmal schon acht Tage unter starrem Schweigen verflossen — Rieke tut den Mund nicht auf. Dem Alten wird es zu dumm. Da kommt er eines Tages mit einer Stallaterne in die Stube, zündet sie am hellen Tage an und beginnt damit in allen Ecken zu stöbern, in den Schränken, unter den Betten. Er schüttelt den Kopf, geht weiter und leuchtet in der Küche, auf dem Hof, in den Ställen, und schüttelt immer wieder den Kopf. Endlich, auf dem Hausboden, wo er altes Gerümpel durcheinander wirft, kann seine liebe Ehehälfte, die ihm überall gefolgt ist, die Zunge nicht mehr zügeln. „Aber, Heinrich; was sucht du denn?" — Und er, befreit: „Dein Mundwerk! Nun hab' ich es gefunden."

Klappernde Schmetterlinge.

Die Erscheinung, daß Schmetterlinge Töne von sich geben, ist sehr selten zu beobachten. Unter den Schmetterlingen ist zum Beispiel der bekannte Totenkopf der einzige, der „schreien" kann, d. h. einen schrillen, hohen Laut hören läßt, sobald man ihn berührt. Diese Laute kommen dadurch zustande, daß das Tier durch seine Mundorgane Luft einsaugt und wieder ausstößt, wobei ein im Inneren der Mundhöhle befindliches kleines Gebilde in tönende Schwingungen versetzt wird. In Südamerika gibt es nun ebenfalls Schmetterlinge, die Laute von sich geben; aber sie schreien nicht, sondern sie klappern. Wenn diese zu den Ageronien gehörenden Falter schnell auffliegen, so ertönt ein gut hörbares Klappern, das besonders seltsam klingt, wenn mehrere Schmetterlinge gleichzeitig umher fliegen. Da das klappernde Geräusch nur während des Fliegens zu hören ist, nimmt man an, daß es durch eine eigenartige Bewegung der Flügel entsteht.

:: Das Bodetal im Harz ::

Wer je einmal den Harz bewandert hat, dem wird besonders das Bodetal mit all seinen Naturschönheiten und seiner eigenartigen Romantik in steter Erinnerung bleiben. Weit oben im Gebirge des Harzes, 700 bis 900 Meter über dem Meeresspiegel, hat hier die sorgsame Hand des Schöpfers ein Stück reiner Natur geschaffen, wo die Sinne jedes forschenden Menschen so gewaltig gefesselt werden, wo Menschenkraft und Geist gegenüber dem fessellosen Gebirgskinde, der Bode, ohnmächtig erscheinen.

An dem romantisch gelegenen Treseburg vorbeischäumend, tritt die Bode in das eigentliche Tal ein, vorbei an hohen, wildzerklüfteten Felsenwänden, bisweilen einer vorgestreckten Bergzunge in kühnem Bogen ausweichend. Unterhalb Treseburg zieht die Bode in einem breiten Tale rauschend dahin. Mäßig ansteigende Berge gewähren gerade noch Raum zu einem schmalen, grünen Wiesenrande. Bei zunehmender Höhe werden die Berge jedoch steiler und zerklüfteter. Ringsumher türmen sich Felsen auf Felsen zu einer gigantischen Höhe, alle von wildem Charakter und majestätischen schwungvollen Formen. Immer häufiger tritt ihr felsiger Kern hervor, und bald vermeint man, auf beiden Seiten von riesigen Felsmassen und kolossalen Mauern eingeschlossen zu sein. Mit Heide und Moos überzogene Felsblöcke starren dem Wanderer entgegen, zur Seite uralte Tannen, deren dürre Aeste sich rhythmisch im leichten Winde bewegen. Der einzige Laut, der man vernehmen kann, ist das immer stärker werdende Rauschen des Stromes, gleich einem Wasserfall mit schreckenerregendem Brausen.

Enger und enger wird das Tal, höher und immer steiler recken sich die Felsen zu beiden Seiten der schnell dahinströmenden Bode empor. Eine schauerliche Schlucht, wo die Felsen sich teilweise über den Fluß hinneigen, taucht plötzlich auf. Lockeres Geröll, von den starren, verwitterten Bergwänden herabgeschleudert, bedeckt die Abhänge des Tales. Verwirrt streift das Auge von den hohen Gipfeln hernieder zu dem fessellosen Strom, der mit dumpfem Brausen gegen die gewaltigen Felsblöcke rauscht, die sich ihm in seinem Lauf entgegenstellen. In jäher Hast stürzen sich die schäumenden Wellen die unzähligen Klippen hinunter und kommen als zischende Wassermassen in rastlosem Wirbel aus dem brausenden Talkessel. Ein schmaler Holzsteg, die Teufelsbrücke, führt wenige Schritte unterhalb des Falles über den reißenden Strom.

Ein schmaler Weg bringt den Wanderer zu der Roßtrappe, einem Felsvorsprung, der 200 Meter senkrecht in die Höhe steigt, und der den sagenhaften Roßhuf trägt, der der ganzen Umgegend den Namen gegeben hat.

Ein weiter Ausblick auf das ganze durchwanderte Tal und die nähere Umgebung bietet sich hier oben dem staunenden Besucher. Vor den umherstreifenden Blicken breitet sich eine weite Ebene aus, hinter uns liegt das romantische Bodetal, aus dessen Tiefe das dumpfe Brausen der schäumigen Wassermassen geisterhaft zu den hohen Berggipfeln heraufdringt.

Nur noch eine kurze Strecke fließt der stürzende Fluß durch die engen Felsschluchten, dann verläßt er plötzlich das Gebirge und tritt ruhigen Laufes bei Thale in eine weite Ebene und mündet bei Nienberg in die Saale nach einem langen, mühevollen Lauf, den er sich durch die Felsmassen zu bahnen gezwungen ist.

Kurt Ruhl.

Heirat und Ehescheidung in Rußland

Die Zerstörung des Familienlebens durch den Kommunismus.

Von Henry Somerville.

Während meines Aufenthaltes in Moskau wurde ich zu einem Registrierungsamt mitgenommen, um das Heiraten und Ehescheiden aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Die Amtsstelle war ein einziges Zimmer mit drei Abteilungen, die man alle überblicken konnte. Eine Abteilung war für Ehescheidungen, die zweite für die Anmeldung von Geburten und Sterbefällen, und die dritte für Heiraten. Da die erste Abteilung, die man betrat, für die Ehescheidungen bestimmt war, mußten die heiratslustigen Paare erst durch die Ehescheidungsabteilung gehen. Fünf dieser Paare hatten sich soeben eingefunden. Keines von ihnen war von Freunden begleitet, und nur ein Bräutigam in mittleren Jahren hatte seine Schuhe gereinigt und sich rasiert. Die Bräute trugen gewöhnlich Straßenkleider, waren aber einigermaßen nett. Die vier anderen Bräutigame waren so schmutzig und schlumpig wie Landstreicher. Alle behielten ihre Kappen auf. Zwei Trauungen wohnte ich bei, davon der des Mannes in mittleren Jahren, der noch etwas auf Anstand sah, während bei der anderen Trauung der Bräutigam seine Kappe aufbehielt und sich mit den Ellenbogen auf den Tisch stützte, wobei der Registrar die Einzelheiten niederschrieb.

Ich fragte den Registrar, ob es bei Brautpaaren üblich sei, die Hochzeit feierlich zu begehen, was er bejahte, obwohl bei der Trauung selbst keine Freunde oder Angehörige zugegen waren. Ich fragte ferner, wieviel Zeit die Registrierungsformalitäten in Anspruch nehmen. „Zwölf Minuten", erwiderte er. — Wieviele Trauungen werden im Tage vorgenommen? — 25 — Wieviele Ehescheidungen? — Neun oder zehn. — Kann ein Ehescheidungsantrag abgelehnt werden? — Nein, weil der Registrar keine Vollmacht dafür besitzt. — Bemüht man sich, Ehescheidungen zu verhindern? — Manchmal und inoffiziell wird ein übereiliger Gesuchsteller dazu bewogen, sich etwas Zeit zu lassen, um sich abzukühlen. — Wie oft kann eine Person geschieden werden? — Theoretisch genommen, gibt es dafür keine Grenze, aber ein Mann, der schon achtmal zum Amt gekommen war, wurde kräftig ausgeschimpft. Es ist keine Seltenheit, Leute mit vier Ehescheidungen zu finden. Die meisten kommen vor, wenn in der Ehe keine Kinder vorhanden sind.

Vom Registrierungsamt aus ging ich mit einem Amerikaner, der in Rußland geboren ist, Russisch spricht und eben einige Einkäufe machen wollte. In einem großen Geschäft ließ er sich mit einem jungen Ladenfräulein in ein Gespräch ein. Er fragte sie, wie das weibliche Geschlecht über das neue System denke. Sie erwiderte, sie habe nichts dafür übrig. Die Frauen wollten nicht, daß ihre Männer heimkämen und ihnen einfach erklärten, daß sie geschieden seien. Sie selbst war unverheiratet und 23 Jahre alt. Die jungen Männer, die sie kenne, so bemerkte sie, seien zu grob oder zu frech, und sie wolle deswegen nichts von ihnen wissen. Es gebe keine Liebesromantik mehr, meinte sie; denn alles werde nur als selbstverständlich hingenommen.

Drei andere junge Frauenspersonen, die ich fragte, sprachen für das neue System. Sie erklärten, nur die Frauen mit der „alten Ideologie" widersetzten sich. Hingegen Frauen mit neuen Ideen und mit Selbstvertrauen wüßten die Freiheit der Ehescheidung zu schätzen. Diese Frauenspersonen waren amtliche Dolmetscherinnen, noch ganz jung, und verfügten anscheinend über gute Einnahmen. Zwei von ihnen waren verheiratet, während die dritte ledig war. Es mag sein, daß Frauen, die jung und kinderlos sind und ein gutes Einkommen haben, also die mit „Selbstvertrauen" dem nunmehr herrschenden System Sympathie entgegenbringen, aber ich kann nicht glauben, daß die Durchschnittsfrau etwas davon wissen will; denn ich habe mich mit eigenen Augen davon überzeugt, daß die „Emanzipierung der Frauen" und die „Gleichheit der Geschlechter" in Sowjetrußland nur bitterer Hohn ist.

Fast jede verheiratete Frau muß arbeiten gehen. Man findet weibliche Arbeiter und Angestellte in Fabriken, Kontoren, Läden und auf den Straßen. Sie sind Führerinnen und Schaffnerinnen von Straßenbahnen und Weichenstellerinnen für Straßenbahnlinien. Sie verkaufen Zeitungen und treiben Straßenhandel jeder Art. Man kann auf den Straßen dreimal so viel Frauen als Männer sehen, die schwere Pakete schleppen. Man erwartet von den Frauen, daß sie hinausgehen und Geld verdienen und dann noch zu Hause unbezahlte Hausarbeit verrichten. Ihre „wirtschaftliche Unabhängigkeit" hat wenig Wert für sie, sobald ihre Jugend verblüht ist, was sehr frühzeitig eintritt. Dann sind sie (vielleicht nicht wegen ihres Lebensunterhaltes), aber infolge ihres Verlangens nach einem Familienleben, das für das Glück einer Frau so notwendig ist, von Männern abhängig, die „heimkommen und ihnen sagen können, daß sie geschieden sind". Die Gesichter der russischen Frauen schauen traurig, müde und ermattet drein. Kein Mann ehrt sie und erweist ihnen freundliches Entgegenkommen. Als ich in Rußland auch andere Frauen kennen lernte, englische, deutsche und japanische, durchwegs nett gekleidet und von ihren Ehegatten anständig behandelt, nicht wie klassenbewußte Proletarier das weibliche Geschlecht behandeln, fühlte ich mich wie in einer anderen Welt.

Mit dieser Schilderung des Trauungssystems und der sittlichen Auffassungen, gegen die ich nur eine starke innere Ablehnung empfinden kann, möchte ich doch kein allgemeines Urteil über die Höhe oder Tiefe der Sittlichkeit in Rußland oder über die durchschnittliche Reinheit und Stabilität des russischen Familienlebens fällen. Das russische Volk ist gewiß besser als seine Gesetze. Die Bande der natürlichen und menschlichen Liebe und der gemeinsamen Interessen, die sich aus dem Familienleben ergeben, wie auch die Jahrhunderte alten Traditionen, die das Christentum eingepflanzt hat und noch nicht vollständig ausgerottet werden konnten, halten doch die meisten Familien zusammen, trotz der zersetzenden Einflüsse des neuen Systems.

Der rücksichtsvolle Tisza.

Graf Stefan Tisza, Ungarns Ministerpräsident von 1913 bis 1917, war ein strenger Vorgesetzter, der auf Fleiß, Pünktlichkeit und Sorgfalt bei den Beamten seines Ressorts hielt. Wenn er trotzdem von seinen Untergebenen weit mehr geliebt als gefürchtet wurde, so verdankt er das der ungewöhnlich rücksichtsvollen Form, in die bei aller Schärfe in der Sache die Aeußerungen des Tadels gekleidet waren. So hielt er es einmal für notwendig, einem hohen Beamten für eine schwere politische Taktlosigkeit sein Mißfallen auszudrücken und ihm mit aller Deutlichkeit klar zu machen, daß die Wiederholung eines solchen Fehlers die Entfernung des Betreffenden aus seinem Amte erforderlich machen würde. Er diktierte dieserhalb seinem Geheimsekretär einen sehr langen Brief und bat ihn, die Reinschrift handschriftlich selbst anzufertigen, damit der gerügte Beamte merkte, daß niemand weiter von seiner Abkanzelung Kenntnis erhalten hätte. Als aber der Sekretär am Abend das acht Seiten lange Schriftstück vorlegte und der Graf schon zur Unterschrift ansetzte, hielt dieser plötzlich inne. Es schien ihm für den Empfänger des Briefes noch zu beschämend, daß der Geheimsekretär Mitwisser der Rüge wäre. Er ließ sich deshalb von diesem den ganzen Brief diktieren und schrieb ihn trotz eines Augenleidens in einstündiger Arbeit eigenhändig nieder.

Auch Raupen werden geimpft.

Die Anwendung eines Serums zur Heilung bestimmter Krankheiten war bisher nur auf den Menschen und die Säugetiere beschränkt. Neuerdings sind aber Versuche damit auch bei bestimmten Insekten gemacht worden, um zu sehen, ob sich auch bei dieser Tierklasse Heilwirkungen erzielen lassen. Solche wurden in der Tat bei Raupen nachgewiesen. Am Institut Pasteur in Paris hat man Raupen gegen gewisse Krankheitserreger immun gemacht und dann mit ihrem Blut andere Raupen geimpft, die zwar entsprechend infiziert worden waren.